

Ritual mit Silberfisch

Versuch über die Adorno-Preis-Rede „*Fichus*“ von Jacques Derrida

Luke Wilkins

General-Dufourstrasse 60

2502 Biel/Bienne

077-4329130

Manchmal jedoch, im Winter, wenn ich in der warmen Stube am Fenster stand, erzählte das Schneegestöber draußen mir so lautlos. Was es erzählte, hatte ich zwar nie genau erfassen können, denn zu dicht und unablässig drängte zwischen dem Altbekanntem Neues sich heran. Kaum hatte ich mich einer Flockenschar angeschlossen, erkannte ich, dass sie mich einer anderen hatte überlassen müssen, die plötzlich in sie eingedrungen war. Nun aber war der Augenblick gekommen, im Gestöber der Lettern den Geschichten nachzugehen, die sich am Fenster mir entzogen hatten.

Walter Benjamin „Träume“¹

¹ „Träume“, Walter Benjamin, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008, S. 27

Einleitung

Jacques Derrida lesend betrete ich einen Raum, der Verbindungstüren hat, die sich zum Unmöglichen hin öffnen lassen. Ein offener Raum; ein Raum, dessen Wände grenzenlos sind. Ein Raum der Wörter, die sich durch die Zeiten, die Logik, die Länder, durch das Gedachte, das Denkende, das noch zu Denkende, hindurchbewegen – bei Wind und Wetter. Mit einer Selbstverständlichkeit, die ihre Anmut aus der Selbstvergessenheit dessen erlangt, der da denkend spricht und denkend sich bewegt, denkend das ihn Bewegende bewegt. Das sich in sich Bewegende. Das sich selbst Bewegende. Perpetuum mobile. Ein Mobile auch wie der geschliffene 16-kantige Bergkristall, der an einer Nylonschnur im Wintergarten meiner Großmutter in Langenthal aufgehängt ist. An wolkenlosen Tagen fällt gegen elf Uhr Vormittags das Licht in einem solchen Winkel durch die Scheiben des Wintergartens, dass ein einzelner Strahl sich im Prisma des Kristalls fängt, gebündelt wird und in bucheckerngroßen Flecken, spektralfarben, die Gardinen und Wände des Wintergartens sprenkelt. Oft dreht sich der Kristall, von unsichtbarer Hand immer wieder angestoßen, an der Nylonschnur ganz leicht in der Achse und damit drehen sich die Spektralflecken in gleich bleibenden Abständen über die Flächen. Dieser Kristall ist zum Beispiel ein Denken von Derrida und der Lichtstrahl könnte zum Beispiel das Wort „*Fichus*“ sein, das zu einer besonderen Stunde in Derridas Spektrum gefallen ist und seitdem gedreht wird – so auch in der Frankfurter Adorno-Preisrede, von Derrida gehalten 2001². Diesem Drehen möchte ich mich hier anheimgeben, ich möchte mich dem Schwindel anvertrauen, dem Schwund hingeben und möchte den Mut aufbringen, mich in diesem Drehen des Derrida'schen Denkens denkend zu erfahren, zu verlieren im Wortsinn des Un.

² „*Fichus*“, Jacques Derrida, Passagen Verlag, Wien 2003

Weiterführung

Un von Unmöglich. Wo wird das Mögliche zum Unmöglichem? Gibt es dafür eine Stelle? Buchstäblich wäre sie zwischen Un und möglich. Ist der Unterschied nur die Scheidung der Silbe Un von möglich und umgekehrt? Besteht die Unterscheidung zwischen Möglichkeit und Unmöglichkeit nur aus einer Silbe? Die kommt wie das Licht eines Worts, und geht wie das Dunkel des Traums? Ist der Denkraum Derridas vorstellbar als ein Zwischen, Zwischen im Immer, zwischen den Räumen, das Zwischen in der Scheidung der Silbe Un von Möglich? Und was ist daran so un-fassbar schön? So attraktiv wie die Frau in Walter Benjamins Traum³, in dem „Fichus“ erstmals auftaucht, um nach vielen Jahren von Derridas Rede wieder aufgenommen zu werden:

Was ich sah, war ein mit Bildern bedecktes Stück Stoff, auf dem ich keine anderen Schriftzüge unterscheiden konnte als das obere Ende des Buchstabens *d*, dessen spitz zulaufenden Oberlängen einen extremen Hang zur Spiritualität erkennen ließen. Dieser Teil des Buchstabens war außerdem mit einem kleinen blau gesäumten Segel versehen, und das Segel bauschte sich über der Zeichnung, als hätte es der Wind erfasst. Das war das einzige, was ich „lesen“ konnte...Die Unterhaltung kreiste einen Moment um diesen Schriftzug...Zu einem bestimmten Zeitpunkt sagte ich wörtlich dies: „Il s’agissait de changer en fichu une poésie.“ (*Es handelte sich darum, aus einem Gedicht ein Halstuch zu machen.*)... Unter den Frauen gab es eine, die sehr schön war und in einem Bett lag. Als sie meine Erklärung vernahm, machte sie eine kurze blitzartige Bewegung. Sie zog einen Zipfel der Decke zurück, in die sie auf ihrem Bett eingehüllt lag...Nicht, um mich ihren Körper, sondern um mich die Zeichnung ihres Betttuchs sehen zu lassen, das eine Bilderschrift aufwies, die jener entsprach, die ich „geschrieben“ haben sollte, es ist einige Jahre her, um sie Dausse zu schenken...Nachdem ich diesen Traum geträumt hatte, konnte ich Stunden nicht mehr

³ Notiert in Benjamins Brief an Gretel Adorno, 11.10.1939

schlafen, vor Glück.

Ist das Wort „*Fichus*“ ein silbriger Fisch, oder ein Silberfisch, der an der lesbaren Fläche des Textes nie auftaucht, aber seine konzisen, klaren Bewegungen – deren innerer Bezugspunkt nicht begreifbar bleibt, und der deshalb durch alle möglichen Netzmaschen hindurch gleiten kann – im Wortwasser, unterhalb der Buchstaben vollzieht? Könnte mich dieser Fisch durch die Arbeit hier begleiten? Ich bitte ihn darum. Warum finde ich diesen Fisch so schön, so anziehend, warum ist er ein Glücksfisch? Bin ich dieser Fisch, oder verwandle ich mich in diesen Fisch, wenn ich „*Fichus*“ lese? Schnitt. Nochmal ein Stück zurück. Wo wird das Mögliche Unmöglich? Gibt es da eine Stelle? Derrida⁴:

Eine andere Bemerkung Adornos, die mich umso mehr berührt, als Adorno, wie ich es meinerseits immer häufiger, vielleicht zu häufig tue, an dieser Stelle buchstäblich von der Möglichkeit des Unmöglichen spricht, vom „Paradoxon der Möglichkeit des Unmöglichen“.

Und weiter schreibt Derrida das „Paradoxon der Möglichkeit des Unmöglichen“ ließe sich nur im Traum denken. Das Mögliche ändert also seinen Möglichkeitszustand beim Aufwachen. Das Aufwachen ist eine Stelle – die Stelle wo das träumende Denken und Sprechen, zu einem wachen Denken und Sprechen wird und sich damit Instanzen unterordnet, die über den Wachzustand Wache halten. Was sind das für Instanzen? Sätze wie beispielsweise dieser: Wahr ist, was nachvollziehbar ist und wessen Folgerichtigkeit zu einem Gesetz werden kann. Adorno sagt: „Wahr sind nur die Gedanken, die sich selber nicht verstehen⁵“. Der Satz, zum ersten Mal gelesen, wird sofort aufgenommen. Der Satz wird erkannt, körperlich. Nicht vollständig verstanden, aber aufgenommen. Er wird als Freund erkannt. Der Freund sagt: Ein Denken das seiner eigenen Wege geht, kann schwer sagen, wo es sich gerade befindet, es kann seine Folgerichtigkeit niemals beweisen und will es auch gar nicht. Was ist ein Denken, das seiner

⁴ „*Fichus*“, Jacques Derrida, Passagen Verlag, Wien 2003, Seite 5

⁵ „*Minima Moralia*“ Theodor W. ADORNO, Frankfurt am Main 1951, S.77

eigenen Wege geht, wie kann es das? Es kann es durch und als eine eigene Sprache. Was ist eine eigene Sprache? Eine eigene Sprache besteht aus den eigenen Erfahrungen, gelebte, gelesene, aufgelesene. Das eigene Sprechen besteht aus dem losgelassenen Eigenständigen. Das Eigenständige kann sich nur bewegen, wenn es sich selbst loslässt. Warum? Präziser. Damit das Eigenständige sich zur Sprache wenden kann, muss es wissen, mit welchem Teil von sich voran. Wenn es sich festhält, oder zusammenhält, und fragt womit es als nächstes zur Sprache soll, wird es überfordert sein. Wenn es sich loslässt, fängt ein Teil des Eigenständigen automatisch an, sich zu bewegen und wendet sich zur Sprache. Automatisch? Eine Eigenschaft des Eigenständigen ist, dass es sich bewegen und ausdrücken will. Vielleicht ist eine Urbewegung, ein Trieb des Eigenständigen, die Bewegung hin zu einem Anderen. Ist die Bewegung des Eigenständigen hin zur Sprache automatisch eine hin zu einem Anderen? Nein. Aber wenn sich das Eigenständige zur Sprache wendet, wendet es sich an sein eigenes Objektives, möglicherweise im Selbstgespräch. Na gut. Aber wenn sich das Eigenständige zur Sprache wendet, tut es auch noch etwas anderes. Es öffnet sich seinen Grenzen. Und in den Grenzfransen des Eigenständigen verfangen sich im Vorbeiflug so gerne die Gespenster, die Ahnen, die Jenseitigen, die Zukünftigen – und einmal im Stoff verheddert, bleiben sie, im Glücksfall, zum kurzen Gespräch. Schnitt. Nochmal zurück zu Adornos Satz: „Wahr sind nur die Gedanken, die sich selber nicht verstehen.“ Was heißt das noch? Die Umkehrung: Ein Denken das sich (von) selbst versteht, ist falsch. Jedenfalls ist es dort wo es sich (von) selbst versteht, begrenzt. Damit es sich (von) selbst verstehen kann, muss es zuerst ein Selbst definieren. Die umgekehrte Bewegung führt zu Hegels *Phänomenologie des Geistes*:

„Das Leben des Geistes gewinnt seine Wahrheit nur, indem er in der absoluten Zerrissenheit sich selbst findet.“

Was heißt das für mich? Was wäre eine absolute Zerrissenheit meines Denkens? Wenn es sich an

⁶ „Phänomenologie des Geistes“, G.W.F. Hegel, Verlag Joseph Anton Goebhardt, Bamberg/Würzburg 1807, S. 34

nichts mehr halten könnte, würde mein Denken in seinen Abgrund stürzen. Was würde denn passieren, wenn mein Denken in seinem Abgrund landen würde? Es würde zerspringen. Und die Einzelteile? Würden am Boden ringeln, wie Stücke eines zerrissenen Regenwurms. Mein Denken genau wie mein Unbewusstes, sagt Freud⁷, kennt keinen Tod, keine Endlichkeit. Aber ein Un? Was wäre der Abgrund meines Denkens? Der Un-Grund. Aus welchem Un-Grund denke ich? Aus welchem Un-Grund habe ich diese Frage grade aufgeschrieben? Um sie zu spüren. Ich schreibe, um mein Denken zu spüren, um es unter meiner Haut zu haben, um ihm Zugang zu schaffen zu seinem Weg durch Herz, Niere, Zwerchfell und Leber. Um mein Denken zu spüren, braucht es einen Widerstand, einen Gegner, eine Gegenkraft. Etwas außerhalb und innerhalb meiner. Das ist die Sprache. Über die Sprache kann ich mein Denken spüren. Sie befindet sich also auf dem Grund, oder sie ist Gegengrund meines Denkens. Was ist der Abgrund meines Denkens? Wenn ich mich auf den Bauch lege, den Kopf über den Abgrund meines Denkens strecke und schnuppere, dann rieche ich aus der Tiefe heraufziehende Schwaden des Unsinnns, der Unmöglichkeit, der Unordnung, des Ungezähmten, des Unheimlichen, des Unliebsamen. Plötzlich ist der Silberfisch da und sagt: „Lass mal. Schau doch noch Mal den Hegelsatz an.“ Also gut: Da steht nicht stürzen, sondern zerreißen. Damit mein Denken zerreißen kann, muss es vorher zwischen mindestens zwei Polen unentschieden gespannt gewesen sein. Aus irgendeinem Grund muss es zwischen sich gegenüberliegenden Überzeugungen gewesen und solange an ihnen festgehalten haben, bis das Überzeugte zerrissen wurde? Dann wäre aber erst ein Überzeugtes von Überzeugungen zerrissen worden, nicht das Denken selbst und noch lange nicht absolut. Und was heißt für das Denken: In der absoluten Zerrissenheit zu sich selbst finden? Absolute Zerrissenheit möchte ich ersetzen durch: Nichts mehr gilt. Choderlos de Laclos' Worte, die ihm wie modrige Pilze im Mund zerfallen sind? Als Voraussetzung für das Formulieren des ersten eigenen Wortes? Der Silberfisch pariert mit einem Satz von Derrida⁸: „Lass diesen Schwarm von Fragen ruhen“. Und fragt: „Du sitzt mal wieder auf deinem eigenen Denken oben drauf, du suchst nach Lösungen, in was für einem Bezug steht diese Suche zum ‚Fichus‘?“ Das ist ja das

⁷ „Über die Traumdeutung“, Sigmund Freud, Fischer Verlag, Frankfurt 1981, S.109

⁸ „Fichus“, Jacques Derrida, Passagen Verlag, Wien 2003, Seite 6

Vertrackte: Der „*Fichus*“ steht zu allem Denkbaren in Bezug und damit gerade zu keinem Denkbaren. Er bietet keinerlei Angriffsfläche, er überzeugt nicht, argumentiert nicht einmal, das lösungsorientierte Denken rutscht an ihm ab, wie an einer Schieferplatte. Trotzdem ist ein starker geistiger Wille, eine starke geistige Energie im Text gespeichert. Ich ahne dass es letztlich um die Bewegung dieser geistigen Willenskraft geht, frei von Absicht. Es ist ein Tanz. Ein Regentanz. Ein Ritual. Derrida redet von etwas, ohne es auszusprechen. Oder wie Walter Benjamin diese Bewegung in seinem Essay über Robert Walser⁹ auf den Punkt bringt:

Die vollkommene Durchdringung äußerster Absichtslosigkeit und höchster Absicht.

Um unvermittelt, wie im Kinderspiel, tief greifende Forderungen aus seinen Denkbewegungen abzuleiten. Derrida¹⁰:

Niemals war ein anderes Denken Europas so dringend vonnöten. Es verpflichtet zu einer ernüchterten, wachen, wachsamen dekonstruktiven Kritik, die aufmerksam ist für alles, was noch in der bestlegitimierten, mit allen Vollmachten ausgestatteten Strategie – sei es der politischen Rhetorik, der medialen und teletechnologischen Mächte, der spontanen oder organisierten Meinungsäußerungen – das Politische mit dem Metaphysischen, mit den kapitalistischen Spekulationen, mit den Perversionen des religiösen oder nationalistischen Affekts, mit dem Phantasma der Souveränität verschweift.

Das andere Denken. Das Andere zu bedenken. Das Andere in seiner Andersheit und Andersartigkeit zu bedenken und damit sein eigenes Denken anders und andersartig zu denken. Sein eigenes Denken andersherum zu denken. Der Silberfisch: „Es gibt das eigene Denken nicht ausserhalb des Denkens und nicht ausserhalb des Denkens des Anderen und des Anderen Denkens, es ist ineinandergefügt und durchdringt sich.“ OK, ich denke aber trotzdem gleich an

⁹ „Über Literatur“, Walter Benjamin, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt Am Main 1969, S. 62

¹⁰ „Fichus“, Jacques Derrida, Passagen Verlag, Wien 2003, Seite 9

den Weisen auf dem Marktplatz in Kleists Marionettentheater, der sagt¹¹:

Das Paradies ist verriegelt und der Cherub hinter uns; wir müssen die Reise um die Welt machen, und sehen, ob es vielleicht von hinten irgendwo wieder offen ist.

Ist das nicht ein Kernstück der literarischen Möglichkeiten? Das schon Vorhandene, das weil es schon da ist nicht mehr auffällt und nicht mehr wahrgenommen wird, von der anderen Seite her noch mal neu anzuschauen, mit Hilfe der Sprache, und ihm so ein frisches Vorhandensein zu schenken? Und ist nicht die Schwierigkeit beim Schreiben der alltägliche Blick auf das schon Vorhandene, aber andersherum? Was wäre Europa von seiner anderen Seite her gedacht? Was wäre Europa in der Sprache von Derrida gedacht? Was wäre ein dichterisches Europa? Für mich unmöglich zu denken. Aber diese Unmöglichkeit gibt mir Derrida zu denken als Aufgabe. Eine Schule des Denkens, im Sinne der Frankfurter Schule (der Gruppe neomarxistischer Wissenschaftler um das Institut für Sozialforschung, die sich in den 1960-Jahren mit der begrifflichen Durchdringung gesellschaftlicher Zusammenhänge und der Notwendigkeit ihrer Veränderung auseinandersetzte), als in deren verwandtschaftlichen Nähe befindlich Derrida sich bekennt. Nie vorher, sagt er, war diese Schule so dringend vonnöten wie heute. Die Verantwortung und die Forderung, die er damit an mich stellt, sind so groß, dass ich gerade eben erst anfangs, ihr Ausmaß zu begreifen. In Anbetracht von Sätzen wie von Karl Kraus, zitiert von Walter Benjamin, in seinem Essay über Karl Kraus¹², geschrieben kurz vor Hitlers Machtergreifung:

In den Reichen der Phantasiearmut, wo der Mensch an seelischer Hungersnot stirbt, ohne den seelischen Hunger zu spüren, wo Federn in Blut tauchen und Schwerter in Tinte, muß das, was nicht gedacht wird, getan werden, aber ist das, was nur gedacht wird, unaussprechlich.

¹¹ „Über das Marionettentheater“, Heinrich von Kleist, erstmals erschienen in den „Berliner Abendblättern“, um 1810

¹² „Über Literatur“, Walter Benjamin, S. 104

Karl Kraus spricht mit diesem Satz in seiner Wiener Zeitung „*die Fackel*“ eine Warnung aus. Benjamin schreibt¹³:

Alte Stiche zeigen den Boten, der schreiend, mit gestäubten Haaren herbeieilt, ein Blatt in seinen Händen schwingend, das voll von Krieg und Pestilenz, von Mordgeschrei und Weh, von Feuer- und Wassernot, allerorten die „Neueste Zeitung“ verbreitet. Eine Zeitung in solchem Sinn, in der Bedeutung, die das Wort bei Shakespeare hat, ist die „Fackel“.

Kraus warnt vor einem Umgang mit Sprache, der nicht mit ihr umgeht, sondern sie übergeht, primär um sie unter einen Hut mit den gesellschaftlich funktionellen Instrumenten zu bringen und sekundär, weil die Nerven, mit denen Sprache wahrgenommen werden kann, vom journalistischen Sprachumgang, vom Wandel des Wissens in Information, vom Bruch zwischen den Menschen und ihrer Kultur, betäubt wurden. Ein Schachmattsetzen der europäischen Sprachkulturen als Voraussetzung für jene Nivellierung und „Krise des Geistes“, die dann, wie Adorno es in seiner *Minima Moralia* darlegt und auseinandersetzt, das Klima geschaffen hat, in dem der Faschismus seinen Nährboden vorgefunden hat. Kraus' Warnungen wurden von Adorno weiter getragen, eine seiner Fackeln ging in seine Schreibhand über. Und er zeigt auf, wie sich das vernichtende geistige Klima des Nationalsozialismus, trotz Niedergang seines politischen Systems, auch, oder gerade nach dem zweiten Weltkrieg weiter entwickeln konnte, indem es umschlug und sich verkappte in der Massenkulturindustrie – auch diese Bewegung ermöglicht durch die schwindenden Blutkörperchen im Immunsystem der Wörter. Warnungen, die so notwendig gewesen wären zu vernehmen, dass sie heute wieder allerorts ungehört verhallen. Adorno schreibt¹⁴:

Die großen Kunstwerke und philosophischen Konstruktionen sind nicht um ihrer allzu großen

¹³ „Über Literatur“, Walter Benjamin, S. 106

¹⁴ „Minima Moralia“, Adorno, S.135

Distanz vom Kern der menschlichen Erfahrung, sondern um des Gegenteils willen unverstanden geblieben, und das Unverständnis selber ließe sich leicht genug auf allzu großes Verständnis zurückführen: Scham über die Teilhabe am universalen Unrecht, die übermächtig würde, sobald man zu verstehen sich gestattete.

Ich gestatte mir zu verstehen Teilhabe am universalen Unrecht zu haben und schäme mich. Der Silberfisch: „Haha! Was genau verstehst du denn?“ Ich: Ich gebe es zu. Ich weiß nicht so genau wovon ich hier wirklich spreche. Hegel, Kraus, Benjamin, Adorno, Derrida. Ich stehe erst am Anfang meiner Auseinandersetzung. Draußen fällt der Schnee in dicken Flocken, heute ist der 31. Dezember 2008, in gut zwölf Stunden bricht das neue Jahr an – ich befinde mich dazwischen. Hegel, Kraus, Benjamin, Adorno, Derrida: Wie kann ich euch gerecht werden? Ein Trolleybus fährt vor meinem Fenster vorbei, die Leitungen, auf denen der Schnee liegen bleibt, zittern lange nach. Wahrscheinlich gar nicht. Durch den Versuch euch gerecht zu werden, werde ich euch nicht gerecht. Würde ich das von euch Vermittelte verstehen, würde ich es missverstehen. Ihr seid wie eure Zitate *Räuber am Wege, die hervorbrechen um dem Leser die Überzeugungen abzunehmen*¹⁵. Das gehört wohl zu eurer Schule: Zu lernen es auszuhalten, dass geistige Arbeit den Raum den sie schafft, schafft, indem sie ihn umschafft; dass jeder literarische Satz, der vollzogen wird, ein Sprung ins Nichts sein muss; und die Arbeit, die das Schreiben verlangt, immer an der Grenze zum Bodenlosen, Aufgelösten, Verstummen stattfindet. Schnitt. Noch Mal zurück zur Verantwortung. Während ich nicht so genau weiß wovon ich hier wirklich spreche, weiß ich auch nicht so genau welcher Verantwortung ich gerecht werden möchte – was das für eine Verantwortung sein soll, zu der ich mich von Derrida aufgerufen fühle. Der Silberfisch: „Frag dich im Traum.“ Also gut: Ich träume von einer Verantwortung den Worten gegenüber, als würden im Knochenmark jedes Buchstabens meine eigenen Blutzellen gebildet und als bestünde das Sprachblut in den Gliedern meiner Syntax, aus den Zellen meines eigenen Körpers. Ich träume davon einen endlosen Text zu beginnen und nicht mehr aufzuhören ihn fort zu schreiben,

¹⁵ Theodor W. Adorno, Charakteristik Walter Benjamins, in Prismen, Frankfurt am Main 1955

durch den von seinem Anfang bis zu seinem Ende, der Herzschlag meines eigenen Körpers pulsiert. Ich träume davon, dass meine geistigen und leiblichen Körperzentren zu einem solchen Grad von Wachheit gelangen, dass sie sich gegenseitig ansprechen und zur gemeinsamen Wanderschaft auffordern, als Vagabunden, auf einem Weg, der von ihnen erzählt wird... – und ich träume davon, dass daraus dann der Textstoff sich webt, der mich äußern kann. Dass ich mich meiner eigenen Geschichte gegenüber verantwortlich zeige, indem ich sie im Traum finden und sagen kann – und dass ich sie schreiben kann, als würde ich träumen... – um mit meinen Sätzen Kanäle auszuheben, zwischen Schlaf und Wachen. Schnitt. Zurück zu Benjamins Traum. Was lässt sich darüber sagen? Vielleicht dass er eigentlich nicht da ist. Die Grundstimmung in seinem Traum hat etwas, was sonst nur im Traum erlebt, in den Wachzustand aber eigentlich nicht hinübergerettet werden kann, realiter schlicht keinen Umriss finden kann – ähnlich einer Gespenster-Erscheinung. Wahrnehmbar nicht über meinen Denkmund oder meine Denknase, sondern über meine Denkhaut, meine Denknieren, meine Denkleber, mein Denkerz, mein Denkwirchfell. Ich lese die Buchstaben, die sich zu den Worten fügen, die eine Geschichte erzählen, in der ein Erfahrungskern steckt, den Benjamin so zur Sprache bringt, dass ich ihn lese, als würde mir ein Gespenst begegnen. Ich mache eine Begegnung im Text von der ich weder weiß wie ich sie einordnen, verstehen, interpretieren, noch verarbeiten soll – eine Begegnung mit einem gespenstischen Wesen, das im Text lebt, für das mir jede Benennbarkeit, jeder Begriff, jeder Vergleich, jede Übersetzung fehlt. Findet die Begegnung jenseits der Begriffe statt, außerhalb der Sprache, außerhalb jedes benennbaren Objekts? Wo soll das sein? Mit welchem Teil meiner wäre eine solche Begegnung möglich? Gibt es mich außerhalb der Sprache? Bin ich für mich selbst vorstellbar, außerhalb der Sprache? Wie sähe die Vorstellung meiner selbst außerhalb der Sprache aus? Wenn ich dem Wesen in Benjamins Traum begegnen kann, und wenn dieses Wesen in einem außersprachlichen Raum lebt, wäre das nicht ein Beweis für meine mögliche Existenz in diesem Raum? Was geht vor sich während meiner Begegnung mit dem Wesen in Benjamins Traum? Wie fühlt sich diese Begegnung an? Der Silberfisch: „Versuch dich zu erinnern, du hattest schon mal eine...“ Ich: Ja. Die Begegnung ist eine Verschiebung. Etwas

Inneres, mir nicht möglich zu Benennendes, verschiebt sich. Ein insofern erschreckender Vorgang, als dass diese Verschiebung nur wahrgenommen, weder gesteuert, noch rückgängig gemacht werden kann. Es ist ein synästhetischer Moment: Im Moment der Verschiebung tropft die Zeit, die Strasse hat ein runzliges Gesicht, der Kühlschrank hat eine Sorge, meine Füße singen einen Farbton – und Zeit, Strasse, Gesicht, Kühlschrank, Sorge, Füße, Farbton treten miteinander in Korrespondenz. Im Moment der Verschiebung weiß ich nichts von diesem Moment. Sobald ich registriere was passiert, ist der Moment vorbei. Ich weiß aber dass er da war. Im Moment der Verschiebung spüre ich die Knochen meines Denkens, ich spüre meine Denkgelenke in den Pfannen sich bewegen, die Nervenbahnen meines Denkens prickeln. Für einen kurzen Moment liegt etwas frei. Es ist ein insofern spiritueller Moment, als dass er auf der anderen Seite von etwas stattfindet, zu der zwar ein Transfer möglich ist, von der die Erfahrungen die dort gemacht werden, beim Zurückkommen vom Fährmann als Wegzoll eingefordert werden. Ich kann im Moment der Verschiebung zwar übersetzen und auch rückübersetzen, aber was dabei sprachlich passiert, bleibt unaussprechlich. Es ist keine Epiphanie – ich bin nicht erhellt oder durchdrungen – aber zurück bleibt ein Gefühl, als sei ich während des Moments der Verschiebung mehr da gewesen als sonst, präsenter, wacher, lebendiger: ein Rauschzustand in profaner Nüchternheit. Derrida¹⁶:

Als sei der Traum wacher als das Wachen, das Unbewusste bewusster als das Bewusstsein, als seien die Literatur oder die Künste philosophischer, zumindest aber kritischer als die Philosophie.

Derridas, Benjamins und – wenn man von Ausflügen absieht – auch Adornos Verwandtschaft zeigt sich darin, dass sie sich alle drei der geistigen Arbeit aus einer künstlerischen Haltung heraus verschrieben haben, die zum wissenschaftlich-universitären Betrieb eine kritisch-freundschaftliche Distanz bezieht. Hannah Arendt schreibt in ihrem Essay „*der Bucklige*“¹⁷ über

¹⁶ Fichus, Jacques Derrida, Passagen Verlag, Wien 2003, Seite 28

¹⁷ Detlev Schöttker, Erdmut Wizisla, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt am Main 2006, S.61

Walter Benjamin:

Was an Benjamin so schwer zu verstehen war, ist, dass er, ohne ein Dichter zu sein, *dichterisch dachte*, und dass die Metapher daher für ihn das größte und geheimnisvollste Geschenk der Sprache sein musste, weil sie in der „Übertragung“ (die Metapher in ihrem ursprünglichen, nicht allegorischen Sinn von *metapherin*, „herübertragen“) es möglich macht, das Unsichtbare zu versinnlichen (...) und so erfahrbar zu machen.

Benjamins, ähnlich wie Adornos und Derridas Denken, wirkt nicht in erster Linie interessiert an der sinnvollen Formulierung und Legitimierung, sondern immer an der Bewegung, der Morphologie, dem rituellen Tanz, der Erfahrbarkeit, der Komposition, der Erscheinung eines Gedankens und seiner einzelnen Glieder und trägt somit dem Rechnung was das empirische Denken vom dichterischen, epischen Gedanken abgesondert hat: das Spontane, Flüchtige, Plumpe, Kindliche, Organische, ganz Normale, Praktische, den Makel, das Weise, das Physische, das Magische, die Lust des Gedankens an sich selbst und seine Konstitution aus sich selbst heraus, seine Bezüglichkeit auf nichts als sein eigenes Bezugs-System.

An allem was mit Grund schön genannt wird, wirkt paradox, dass es erscheint,¹⁸

schreibt Benjamin, und dies Paradox, anders gesagt: das Wunder der Erscheinung, steht immer im Zentrum der Arbeiten Benjamins, Adornos und Derridas.

Meiner eingangs gestellten Frage, was mich so anzieht an der Sprache des „*Fichus*“, was mich so affiziert und glücklich macht an seinem Denken, schein ich auf diesem Weg näher gekommen zu sein: Der Kern seiner Schönheit ist sein Paradoxon und die Selbstverständlichkeit mit der dieses Paradoxon in seiner Schönheit Paradoxon sein und bleiben darf. Derrida lässt der Angst

¹⁸ Walter Benjamin, „Einbahnstrasse“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, 1955, S. 66

vor dem Gespenst in seinem Text ihren Raum und gruselt sich zur Geisterstunde vor den eigens gerufenen Erscheinungen, ohne davonzurennen – der Schrecken und geheime Wunsch eines jeden Schlossgespenstes, kann das nicht sein? Seinem Schlossherrn zu begegnen, der es in seiner ganzen Schrecklichkeit zu würdigen weiß und ansonsten nichts tut, weder zu Keule, Knoblauch noch brennender Kerze greift und nicht mal seine Beine unter die Arme nimmt, sondern sich hinsetzt und abwartet ob es zum Gespräch kommt? Und dazu kommt es. Derrida und sein Gespenst ereignen sich wie die Wirklichkeit des Traums. Was sie sich sagen besteht aus derselben Materie wie das Gedicht in Benjamins Traum. Im Sagen kann es sich in *fichu* verwandeln und zurück. Dem Leser bleibt es überlassen den unsichtbaren Vorgängen im Text für sich Raum zu geben oder nicht. Derrida fragt: Kann man einen ernsthaften und verantwortungsvollen Diskurs über den Traum führen, kann man einen Traum auch nur erzählen, ohne zu erwachen? Und schreibt¹⁹:

Die [Antwort] des Philosophen wäre ein unerschütterliches „nein“. (...) Diese *negative* Antwort, für die sich von Platon bis zu Husserl zahllose Beispiele anführen ließen, definiert vielleicht das Wesen der Philosophie. (...) Was ist für den Philosophen die Philosophie? Das Aufwecken und Erwachen. Ganz anders, aber darum nicht schon weniger verantwortungsvoll, fiele vielleicht die andere Antwort aus, die des Dichters, des Schriftstellers oder Essayisten, des Musikers, des Malers, des Drehbuchautors oder Theaterregisseurs. Und selbst des Psychoanalytikers. Sie würden nicht *nein* sagen, sondern *ja, vielleicht, manchmal*. Sie würden sagen: *ja, manchmal vielleicht*.

Derridas eigene Antwort liegt schon in seiner Sprache, sie besteht aus dem Dazwischen seines Gespenstes und sich selbst. Das ist die Schönheit des Traums. Der Silberfisch: „Was ist los, wo bist du?“ Ich: Ich komme mir vor wie ein Scharlatan. Ist was ich hier schreibe und verstanden haben will, durchdrungen von meiner Erfahrung? Oder unterstelle ich Benjamin, Adorno, Derrida

¹⁹ Fichus, Jacques Derrida, Passagen Verlag, Wien 2003, Seite 33

und seinem armen Gespenst eine Erfindung?

Inzwischen ist das Jahr 2009 angebrochen, die Strassen und Bürgersteige draußen liegen unter Eis, die großen Schneemassen, die in der Sylvesternacht herunter gekommen sind, konnten nur provisorisch geräumt werden, die Busse rumpeln, die Schulkinder kicken Eis-Klumpen auf dem Nachhauseweg vor sich her. Die Stadt liegt noch unter der betäubenden Decke des Jahreswechsels, winzige, vereinzelte Schneeflocken trudeln vom Himmel herunter. Ich sitze hier, schaue raus, mache etwas mit mir ab, was nicht zu sagen ist. Mir ist nicht ganz wohl bei diesem Text. Als würde ich ein Ritual vollziehen, für das ich noch nicht erfahren genug bin – nicht einschätzen kann, welches Wort an welcher Stelle welche Geister rufen kann und welche Folgen das nach sich zieht für mich, für den Text und wie komme ich hier wieder raus? Ich habe eine Krise. Der Silberfisch: „Vielleicht ist die Krise dein Gespenst? Du bist doch ein Wühlerich. Führ dich doch nicht so auf! Bleib sitzen, warte ob dieser Text sich von selbst auf sein Ende zubewegt, mehr kannst du doch nicht machen, das weißt du doch. Schließ mal einen Frieden, was du gerade kannst, hast du gesagt“. Ich: Ja?

Nachhauseweg

Jetzt sagt das Meeresrauschen des Verkehrs vor meinem Fenster – unter dem ich beim Lesen der Theorie zu dieser Arbeit manchmal derartig gelitten habe, dass ich tageweise nur mit Oropax in den Ohren lesen konnte – zum Abschied leise Servus!, und ich schaue den am Horizont verschwindenden Lesetagen wehmütig hinterher, wie einem davon schaukelnden Schiff in einem Kinderbilderbuch voller backboards winkender Freunde. Der Silberfisch hat mich ein bisschen versöhnt mit seinem Satz: Vielleicht ist die Krise dein Gespenst. Ich kann jetzt gehen, ich kann mich jetzt von den Büchern lösen. Auch wenn ich ihnen nicht gerecht wurde. Es sind die ersten mit denen ich so lange gerungen habe, die ersten Bücher zu denen ich etwas versucht habe zu sagen, die ersten die mich schichtweise immer ein Stück zu sich heran gelassen und eine Räumlichkeit entwickelt haben, nach der ich Heimweh hatte. Die erste Theorie, die manchmal wie aus dem Nichts heraus unvermittelt angefangen hat zu singen und dabei eine Musikalität gezeigt hat, die es mit den schönsten Romanen aufnehmen kann. Nur eben anders. Stillter. Profaner. Scheinbar unbeteiligter. Und in ihrer zeitlichen Wirkung viel unberechenbarer als Musik. Die Theorie hallt anders nach. Viele ihrer schon gehörten Töne warten noch drauf von mir mit anderen Ohren gehört zu werden. Das „Paradoxon der Möglichkeit des Unmöglichen“ zu denken, eröffnet einen sowohl musikalischen, als auch skulpturalen Raum, der etwas von einer Höhle hat, die in eine unendliche Tiefe hinab reicht. Die Wendung klingt kitschig genug, aber es ist „die Kunst der Denkbewegung“, von der ich glaube hier etwas erstes erfahren zu haben.

Auf Wiedersehen Silberfisch! Er schlängelt seinen zierlichen Körper über die Schreibtischplatte, das linke Tischbein hinunter, läuft übers Parkett auf die Wand zu, zögert ganz kurz, und verschwindet schließlich auf immer?, im Spalt unter den Fußleisten.

Literaturverzeichnis

- „Fichus“, Jacques Derrida, Passagen Verlag, Wien 2003
- „Träume“, Walter Benjamin, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt am Main 2008
- „Über Literatur“, Bibliothek Suhrkamp, Frankfurt Am Main 1969
- „Einbahnstrasse“, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main
- „Briefe, Dokumente, Ahrend – Benjamin“ Detlev Schöttker, Erdmut Wizisla, Suhrkamp Taschenbuch Wissenschaft, Frankfurt am Main 2006
- „Charakteristik Walter Benjamins“, Theodor W. Adorno, in Prismen, Frankfurt am Main 1955
- „Über das Marionettentheater“, Heinrich von Kleist, erstmals erschienen in den „Berliner Abendblättern“, um 1810
- „Über die Traumdeutung“, Sigmund Freud, Fischer Verlag, Frankfurt 1981
- „Phänomenologie des Geistes“, G.W. F. Hegel ,Verlag Joseph Anton Goebhardt, Bamberg/Würzburg 1807
- „Minima Moralia“, Theodor W. ADORNO, Frankfurt am Main 1951